

Adolf Endler  
Dies Sirren

*Gespräche  
mit Renatus Deckert*



WALLSTEIN VERLAG

## Vorwort

Dies Sitten

Und wieder dies Sitten am Abend Es gilt ihnen  
scheint es für Singen  
Ich boxe den Fensterladen auf und rufe He laßt  
mich nicht raten  
Ihr seid es Liliputaner das greise Zwergenpaar  
van der Klompen  
Cui bono ihr lieben Alteren mit der Zirkonium  
im Dunkeln cui bono

1971

Adolf Endler

Denke ich an Adolf Endler, sehe ich ihn, wie er mir in seiner Pankower Wohnung gegenüber sitzt: unter dem zerzausten grauen Schopf die gerunzelte Stirn, in die er sich die Brille geschoben hat; sein offener Blick aus wachen, mitunter listig zwinkernden Augen. Ich sehe ihn so wie an jenen langen Nachmittagen, an denen er mir von seiner Kindheit erzählte, davon, wie er einmal, auf einem Mäuerchen im Hof sitzend, einen Riesen erblickt hatte, der über das dreistöckige Haus auf ihn herabschaute, oder davon, wie er als Elfjähriger während des Krieges mit glühenden Ohren Radio London hörte. Er war nur ein paar Jahre älter, als er mit anderen Jungen nach einem Bombenangriff die Leiche eines verstümmelten Kindes ausgrub, angetrieben von den Schreien der verzweifelten Mutter. Immer wieder schwang in diesen Erzählungen das Pendel zwischen Glücksgefühlen und Schreckensbildern hin und her. Draußen brach, während wir sprachen, die Dämmerung herein, und die Silhouette der merkwürdig schiefen, geradezu gespenstischen Türme der Alten Mälzerei, die ich durch das Fenster sah, verschwand allmählich in der Dunkelheit.

Lief ich später durch die regennassen, nur von wenigen Laternen erhellten Straßen zum U-Bahnhof, tastete ich unwillkürlich nach dem Tonbandgerät in meiner Tasche, so als wollte ich mich von dessen Existenz überzeugen, davon, daß kein Wort verloren war. Ich war ein wenig benommen von diesem Stoff, den Endler vor mir ausgebreitet hatte, von der Fülle dieses Lebens, das mit seinen Brüchen ein düsteres Jahrhundert spiegelte. Ein Jahrhundert, das es seinen Zeitgenossen geradezu unmöglich macht, ihr Leben als eine runde, in sich geschlossene Erzählung zu reflektieren, wie er einmal sagte. »Ich lese ganz gern in Autobiographien; aber glaube ich ihnen?« So hatte Endler im Februar 2004 im Vorwort zu seinem Buch »Nebbich« geschrieben, das er seinerseits eine

Autobiographie aus Splittern nannte. Die Form des Splitters, samt dem Scharfen, Ungeschliffenen seiner Ränder, entsprach seinen Erinnerungen. Wenn er über sein Leben nachdenke, sagte er immer wieder an diesen langen Nachmittagen in Pankow, dann zerfalle ihm alles in Bruchstücke und Fetzen.

In »Nebbich« hat Endler erzählt, wie er als Kind Bomben- und Flaksplitter sammelte, sich jedoch bald mehr für die halb verkohlten, feuchten Bücherreste interessierte, die er aus den Düsseldorfer Schuttbergen und Ruinen zog. Solche Erinnerungsbilder aus seiner Kindheit gibt es in dem Buch nur wenige. Ein zweites Bild zeigt einen imaginären Rostfleck, den die erste Liebe in der linken Hand des fünfzehnjährigen Gymnasiasten hinterließ. Und dann ist da noch von einem Müllplatz die Rede, den Endler ein halbes Jahrhundert später das geheime Zentrum seiner ästhetischen Vision nannte. Bruchstücke wie diese ließen mich aufhorchen, gaben sie doch eine Ahnung davon, was Endlers Blick auf die Welt geprägt hat und seiner Faszination für das Abgründige und Verworrene, das Zerfallende und Verbeulte zugrunde lag. Seine Melancholie und sein schwarzer Humor erscheinen als spätes, nie verhallendes Echo auf die Erfahrungen des Kindes.

Ich kannte die Handvoll Gedichte aus den fünfziger und sechziger Jahren, in denen er auf den Krieg zu sprechen kommt. Und einmal hatte ich ihn nach Karl Mickel gefragt, den die Zerstörung seiner Heimatstadt Dresden im Februar 1945 sein Leben lang nicht losließ. Der Brief, den mir Adolf Endler daraufhin schickte, ist mit der Schreibmaschine geschrieben, die ich von Fotografien her kannte und die ich später bei ihm in Pankow sah. »Ich habe«, heißt es darin, »nur ein einziges Mal mit Mickel über das Dresden der Trümmer gesprochen; wir haben uns darüber ausgetauscht, wie wir in der ersten Zeit nach dem Krieg quer durch die zerstörte Stadt gestiefelt sind, ich in Düsseldorf zum Jazz, Karl Mickel in Dresden zu Klassischer Musik.« Als ich ihn bei unserer ersten Begegnung bat, mehr davon zu erzählen, ging es mir darum, weitere solcher Erinnerungssplitter zu

bergen. Ich weiß nicht, was mich antrieb; vielleicht war es der Gedanke an meinen Großvater, der wenige Monate vorher gestorben war. Er war sehr alt geworden, über neunzig Jahre, und ich hatte ihn manchmal nach dem gefragt, was er lange vor meiner Geburt erlebt hatte. Er wich diesen Fragen nicht aus; doch ich spürte seine große Müdigkeit. All das, schienen seine Augen zu sagen, ist so lange her. Ich sah, wie sich seine Gesichtsmuskeln anspannten und wie er die Stirn in Falten legte, wenn er sich auf diesen fernen Punkt konzentrierte, der das Haus seiner Kindheit oder der glutrote Nachthimmel über dem brennenden Dresden war; und ich ahnte, wie schwer es ihm fiel, diese Erinnerungen noch einmal vom Grund der Vergangenheit heraufzuholen. Ich mochte nicht in ihn dringen und fragte nicht weiter. Als mich mein Vater anrief, um mir zu sagen, daß mein Großvater gestorben war, brachte ich kein Wort heraus. Es war, als würden mir all die Fragen, die ich noch hatte, im Hals steckenbleiben.

Adolf Endlers fetzenhafte Erinnerungen an seine Kindheit im Krieg hatten es mir, dem fast fünfzig Jahre Jüngeren, angetan. Aber noch etwas anderes weckte mein Interesse, ein biographisches Detail, das mich zunächst nicht wenig irritiert hatte: Im Jahre 1955 war Endler, der gebürtige Rheinländer, in die DDR übersiedelt, und zwar, wie gelegentlich in Rezensionen seiner Bücher zu lesen war, als glühender Anhänger des Kommunismus. Daß ausgerechnet der die DDR verhöhnende und von der Stasi mißtrauisch beäugte »Tarzan am Prenzlauer Berg« in jungen Jahren das Loblied des Sozialismus gesungen haben sollte, glaubte ich erst, als ich in seinen frühen Büchern manches fand, über das sich Endler, wie ich bald erfuhr, nicht wenig zerknirscht zeigte. Für eine Essaysammlung mit dem Titel »Das erste Buch« bat ich damals eine Reihe von Schriftstellern, ihre erste literarische Veröffentlichung noch einmal zur Hand zu nehmen und aufzuschreiben, was ihnen beim Wiederlesen nach Jahrzehnten durch den Kopf ging. Trotz großer Bedenken erklärte sich auch Adolf Endler dazu bereit und schickte mir einen Text,

in dem er seinen Erstling »Weg in die Wische« von 1960 schroff von sich weist. Seine Schmähere gipfelt in dem Versprechen, jeden, der ihm ein signiertes Exemplar »dieses verlogen-pathetischen Werks über einen der sogenannten ›Bauplätze der Jugend‹ in der DDR mit all seinem Fahnen-geschwenke und seinem blauhemdigen Brimborium und Pseudo-Optimismus« zurückbringt, mit einem Geldschein zu entschädigen.

In »Nebbich« spielt das Jahr 1955 keine Rolle; nichts ist zu erfahren über die Gründe für Endlers Gang in den Osten. Statt dessen kommt er mehrfach auf einen Bruch in seinem Schreiben zu sprechen, den er auf die Jahre 1963 und 1964 datiert und der für ihn offenbar eine ungleich tiefere Zäsur darstellte. Es war die Zeit, in der Endler die giftigen Schwefeldämpfe des realen Sozialismus ins Gesicht wehten, nachdem er den von der Partei beschworenen Bitterfelder Weg als eine einzige Sackgasse erlebt und sich in seiner Not als Hilfsarbeiter in der Zellwolle verdingt hatte. In einer Nachbemerkung zu seiner Gedichtsammlung »Der Pudding der Apokalypse« ist ebenfalls davon die Rede: »Ursprünglich war es dem jugendlichen Helden Endler darum gegangen, ein sozialistischer, ein kommunistischer Sänger im Gefolge auch Majakowskis zu werden, ein Unterfangen, das dann von Jahr zu Jahr brüchiger wird; endlich kippt das alles kreischend ins Wüste und Kaputte um und sticht zerbeult sternwärts ...« Daß Endlers spätere Gedichte mit seinen frühen nur noch wenig gemeinsam hatten, war kaum zu übersehen. Doch wie war es zu diesem Bruch gekommen? Welche Enttäuschungen und welche Einsichten, welche Irrtümer gingen ihm voraus; welche Hoffnungen hatte Endler einst in die DDR gesetzt?

Ende November 2006 saßen wir uns das erste Mal in Pankow gegenüber. Adolf Endler trank ein paar Schlucke von dem Tee, den ihm seine Frau eingeschickt hatte. Ich half ihm, das Mikrofon am Kragen seines Hemds zu befestigen, und schaute noch einmal, ob sich die kleinen Räder der Kassette auch drehten; dann stellte ich ihm die erste Frage.

Ich erinnere mich, daß der Kaffee in meiner Tasse kalt war, als ich sie irgendwann an die Lippen setzte. Fast drei Stunden waren vergangen, und wir waren über Endlers zwölftes Lebensjahr nicht hinausgekommen. Er wirkte erschöpft, das Erinnern hatte ihn angestrengt, doch ich spürte auch, wie aufgewühlt er war. Als ich ihm vorschlug, das Gespräch in der nächsten Woche fortzusetzen, war er gleich einverstanden.

Es folgte das zweite und, wenige Tage vor Weihnachten, das dritte Gespräch; und dieses zog, in größeren Abständen, weitere Begegnungen nach sich. Jedesmal tasteten wir uns in seiner Lebensgeschichte weiter voran. Wir ließen die Kindheit hinter uns, das Dritte Reich, den Krieg. Allmählich wurden die Konturen deutlicher, das Porträt des Künstlers als junger Mann nahm Gestalt an. Je länger wir einander gegenüber saßen und je mehr wir uns in die Einzelheiten seiner Biographie vertieften, um so stärker wurde mein Eindruck, daß Endler viel an diesen Gesprächen lag. Ich spürte, wie sehr es ihn bewegte, wenn er sich wieder ins Gedächtnis rief, was ihm schon fast entfallen war. Kleist hat von der allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden gesprochen; so erging es Endler offenbar mit seinen Erinnerungen. Plötzlich stand ihm manches vor Augen, wie er es in dieser Klarheit noch nie gesehen hatte. Mehrmals geschah es, daß er sich selbst unterbrach, mich mit dem Ausdruck größten Erstauens anblickte und sagte: »Darüber habe ich noch nie nachgedacht.«

Ich erinnere mich an einen Abend im Herbst, vor den Fenstern war es schon dunkel. Wir standen vor dem Bücherregal mit der surrealistischen Literatur, und Adolf Endler blätterte in einem Atlas, um nach dem Namen des Dorfes in der Nähe von Miltenberg zu suchen, wo sich das Lager der Kinderlandverschickung befunden hatte, in dem er im Frühjahr 1945 den Einmarsch der Amerikaner erlebte. Ich las ihm mehrere der in winziger Schrift gedruckten Ortsnamen vor. Bei dem Namen Bürgstadt rief er aus: »Ja, das ist es!« Allein dieser Fund rief bei ihm einen ganzen Schwall weiterer

Erinnerungen hervor, und ich beeilte mich, das Tonbandgerät wieder herauszukramen, das ich schon eingepackt hatte. Keine meiner Fragen ließ Adolf Endler unbeantwortet. Unbequeme Wahrheiten sparte er nicht aus, auch zu seinen Irrtümern bekannte er sich. Die heute absurd anmutende Erwartung, die Mauer werde die DDR liberalisieren, die offenbar nicht nur er an jenem verhängnisvollen 13. August 1961 hegte, nannte er im Rückblick naiv. Mit dem historischen Abstand nimmt sich das tatsächlich so aus. Darauf jedoch mochte sich Endler nicht berufen. Natürlich, erklärte er, hätte man schon damals wissen müssen, daß die Mauer gebaut wurde, um noch mehr Druck auszuüben. Diese Verblendung sei durch nichts zu entschuldigen. Seine Schilderung dieser Tage ist ein bitteres Lehrstück über den Realitätsverlust der Intellektuellen und ihre Verführbarkeit durch Utopien. Zugleich gibt sie eine Vorstellung vom Gefangensein in einem ideologischen Käfig und von den zwangsweise wenig realistischen Ausblicken zwischen dessen Stäben hindurch.

Vieles von dem, was ich an diesen Nachmittagen in Pankow hörte, war mir neu. Zwar hatte ich alles gelesen, was mir von und über Endler in die Hände gefallen war, doch erfuhr ich auch manches, was mich völlig überraschte. Vor allem aus der Zeit seiner ersten literarischen Versuche wußte er Erstaunliches zu berichten. Nie werde ich vergessen, wie er auf meine Nachfrage, wo er denn Heinrich Böll kennengelernt habe, beiläufig erklärte: »Ich traf ihn bei der Gruppe 47.« Noch nie hatte ich irgendwo gelesen, daß Endler bei einem Treffen der Gruppe 47 dabei gewesen war. Vollends verblüfft war ich, als sich herausstellte, daß es sich um jene denkwürdige Tagung 1952 in Niendorf an der Ostsee handelte, bei der Paul Celans Gedichte auf völliges Unverständnis gestoßen waren. Endler war von Hans Werner Richter eingeladen worden, hatte dann aber auf eine Lesung verzichtet. Nachdem er Ilse Aichingers »Spiegelgeschichte« gehört hatte, war ihm sein eigener Text geradezu dürftig erschienen. Ich fragte Endler, warum er nie davon erzählt habe? Er

zuckte mit den Schultern. »Es hat mich nie jemand danach gefragt.«

In einem anderen Fall hatte er zwar die innere Notwendigkeit verspürt, eine Begebenheit zu erzählen, von der nur er erzählen konnte; allein, es war ihm nicht gelungen. Er war zwölf Jahre alt gewesen, als einige belgische Verwandte seiner aus Flandern stammenden Großmutter, die der Widerstandsbewegung angehörten, von den Deutschen hingerichtet wurden. Seine Großmutter erfuhr durch einen merkwürdigen Zufall davon. Diese Geschichte, sagte Endler, habe er vergeblich zu schreiben versucht. Die Umstände, die er hätte schildern müssen, seien so unglaublich. Nun erzählte er zum ersten Mal davon. Offenbar war ihm dies nur im Gespräch möglich. Das legt auch seine Anmerkung zu Sarah Kirschs Prosaband »Kuckuckslichtnelken« nahe, in dem sie von ihrer Kindheit im Krieg erzählt. Er spüre darin den splinternden Boden unter jedem Schritt, sagte Endler, der das Buch kurz zuvor gelesen hatte. Allerdings sei ihm aufgefallen, daß Kirsch ihre Kindheit als einen runden Bogen beschreiben könne. Ihm selbst gelinge das nicht. »Mir löst sich alles in Splitter auf.« Deshalb habe er seine Autobiographie aus Splittern gefügt. Die Fragen, die ich ihm stellte, nahm er zum Anlaß, weitere solcher Bruchstücke auszugraben. Auch dabei erschien sein Lebensweg nicht als runder Bogen. Aber sichtbar wurde der Humus, in dem Endlers poetisches Werk wurzelt.

Es wurden sieben Gespräche, die wir im Laufe eines Jahres führten. Wir sprachen über seinen Gang in die DDR, über seine Zeit am Leipziger Literaturinstitut und über den Mauerbau. Das noch heute gelegentlich reproduzierte Bild des jungen Endler als glühender Anhänger des Kommunismus bekam Risse. Als solcher scheint er nur in dem einen oder anderen Gedicht aufgetreten zu sein. Für einen Kommunisten war Endler entschieden zu melancholisch, zu eigensinnig war er sowieso; sein schwarzer Humor und seine Vorliebe für das Phantasmagorische waren geradezu das Gegenteil von dem, was als Sozialistischer Realismus propagiert wurde.

Mit diesem wollte er bald nicht mehr das geringste zu tun haben. Diesen Bruch in seinem Schreiben hat er häufig erwähnt, auch in unserem letzten Gespräch, das einen Ausblick gab auf das, was folgte.

Wir hatten vereinbart, die Gespräche nur bis zu diesem Punkt zu führen. Sosehr es Endler bewegte, in Gedanken an die Orte seiner Kindheit und Jugend zurückzukehren, so sehr strengte es ihn an, in den Erinnerungen an Krieg und Nachkrieg zu graben. Und der Gedanke, sich noch einmal mit der DDR zu befassen, verlockte ihn nicht. Das Jahr 1964 erschien uns passend für eine Zäsur, zumal die späteren Zeiten gut dokumentiert sind – in »Nebbich« ebenso wie in seinen Sudelblättern »Tarzan am Prenzlauer Berg«. Zudem war es mir von Anfang an um Endlers frühe Jahre gegangen, über die nicht viel bekannt war. Ich wollte etwas erfahren über die Voraussetzungen dieses Dichters, der schon immer zum Inventar des Prenzlauer Bergs zu gehören schien. Daß er eigentlich aus dem Rheinland stammte, hatte ich nicht gewußt, als ich in den neunziger Jahren nach Berlin kam und mich – einen zerfledderten Stadtplan aufgeschlagen neben mir – durch den »Tarzan« las.

Aus den Abschriften aller Gespräche entstand eine gestraffte, eine verdichtete Fassung, die auf Abschweifungen verzichtet. Das war Endlers Wunsch. Ihm schwebte, wie er zu mir sagte, ein schmales, »schmetterlingsartiges« Büchlein vor. So hatte er auch seinen 2007 erschienenen Gedichtband »Krähenüberkrächzte Rolltreppe« klassifiziert, der, wie er damals schon ahnte, sein letzter werden würde. In einer Nachbemerkung nannte er ihn eine »Dokumentation der zuweilen reichlich krummen Wege meines Lebens«. Eine solche ist auch dieses Buch über seine frühen Jahre. Am Tag, nachdem ich ihm die überarbeitete Fassung der Gespräche gebracht hatte, rief er mich frühmorgens an; er sagte, er habe schon alles gelesen. Beim Klang seiner Stimme begriff ich, wie viel ihm dieses Manuskript bedeutete.

Lese ich heute in den Gesprächen, kommt mir manche Frage in den Sinn, die ich ihm hätte stellen sollen. Die Erzählungen

aus seiner Kindheit im Krieg gehen mir noch immer nach. Wir sahen uns noch einige Male, und Endler ergänzte und berichtigte dabei das eine oder andere Detail. Wir vereinbarten auch, uns noch einmal zu treffen, doch dazu kam es nicht mehr. Am 2. August 2009 starb Adolf Endler in seiner Wohnung in Pankow. Wir hatten manchmal über den Tod gesprochen, und er hatte erzählt, wie sehr es ihn bedrückte, an den Gräbern seiner Weggefährten zu stehen. Auf der Trauerfeier für Wolfgang Hilbig las er ein Gedicht, wie schon Jahre zuvor für Karl Mickel; und auch der Tod von Peter Rühmkorf, in dem er einen verwandten Geist sah, wühlte ihn auf.

Es ist ein kalter Wintertag, als ich über den Friedhof laufe, auf dem Endler seine letzte Ruhe gefunden hat. Nur ein paar Schritte sind es zum Bürgerpark, in dem er des öfteren spazierenging, das Becher-Denkmal von Fritz Cremer mit einem spöttischen Blick bedenkend. Zu seiner Wohnung ist es von da nicht mehr weit. War es dort, auf diesen Pankower Wegen, wo ihm der Zweizeiler in den Sinn kam, der sich in seinem letzten Gedichtband findet? »Ach, die Jahre kürzer und kürzer / Wie länger die Straße, die Straße –« Heute sind die Straßen und Wege vereist, die Spur im Schnee, auf die ich stoße, ist meine eigene. Dunkel und abweisend erhebt sich die Kapelle inmitten des verschneiten Friedhofs, die Gräber sind kaum mehr zu sehen. An einer Stelle ist Erde ausgehoben worden für ein neues Grab, vor einem anderen liegen Gestecke; Blumen, die noch frisch sind, halb versunken im Weiß. Es hat wieder zu schneien begonnen, als ich mich auf den Heimweg mache.

Ich gehe durch die Straßen von Pankow, da trifft mich am Rand einer weißen Wiese der Blick eines Schneemanns: skeptisch mustern mich seine Kohlenaugen, fast scheint es so, als rümpfe er die verschrumpelte Mohrrübe, die ihm aus dem Gesicht ragt. Mir fällt ein frühes Gedicht von Endler ein, aus der Zeit etwa, in der wir unser Gespräch enden ließen: »Des Freundes Wettlauf mit dem Schneemann«. In Wahrheit ist es ein Wettlauf mit dem Tod: Der Freund

stirbt, wie er es vorausgesagt hat, nämlich schneller, als der Schneemann schmilzt, den der Dichter und sein Freund im Hof beobachtet haben. Man kommt über dieses Gedicht nicht leicht hinweg, über das Unerbittliche, Endgültige dieser Verse. So geht es mir auch in diesem Moment, als ich nur daran denke. Ich gehe weiter, aber als ich mich nach ein paar Metern noch einmal umdrehe, scheint es mir für einen kurzen Augenblick, als würde mir der Schneemann heimlich zuzwinkern. Hat das der Sonnenstrahl bewirkt, der gerade über sein Gesicht gezuckt ist? Aber nein, denke ich plötzlich beinahe heiter und habe dabei noch jene Stimme im Ohr, die mich soeben den Kopf hat wenden lassen – dieses vertraute, fröhliche, aufgekratzte »Tschüß!«, das mir Adolf Endler jedesmal noch hinterherrief, wenn ich schon auf der Treppe nach unten war.

*Renatus Deckert*

## Adolf Endler im Gespräch mit Renatus Deckert

### Frühe Kindheit

*In »Nebich«, Ihrer 2005 erschienenen »Autobiographie aus Splittern«, führen Sie Ihre Neigung zur »Ästhetik des Hässlichen« auf Ihre Kindheit in »einer beim besten Willen nicht als hold zu glorifizierenden Stadt« zurück. Die Rede ist von Düsseldorf, wo Sie 1930 geboren wurden. Woran erinnern Sie sich, wenn Sie an die Landschaft Ihrer Kindheit zurückdenken?*

Nun, es handelt sich dabei nicht um Düsseldorf schlechthin, das ja eine relativ elegante Stadt sein soll, sondern um einen bestimmten Stadtteil: Holthausen. Das war ein Industrieviertel; es gab dort die Elektrizitätswerke und die Henkel-Werke, die auch eine entsprechende Umweltverschmutzung verursacht haben. Nicht weit davon entfernt war allerdings Benrath mit dem Schloß – ein sehr schöner Stadtteil, in dem meine Großeltern wohnten, bei denen ich sehr oft gewesen bin. Ich bin in meiner Kindheit viel hin- und hergependelt zwischen Holthausen mit seiner Industrie und seinen Schutthalden und dem gutbürgerlichen Benrath. Dort bin ich später auch aufs Gymnasium gegangen, das in einem Teil des Schlosses untergebracht war. Ich bin neulich noch einmal in Holthausen gewesen und habe mir die Straßen angeschaut. Sie haben sich im Grunde nicht verändert seit jener Zeit. Die Häuser sind das, was man Ende der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre als modern begriffen hat: recht einfallslose Bauten, nicht gerade vom Bauhaus geprägt, mit Mietwohnungen für Leute, die nicht viel Geld hatten. Da wohnen wir, obwohl mein Vater als Kaufmann, der in einer großen Firma arbeitete, kein armer Mann war. Geboren bin ich allerdings in Itter, einem kleinen Dörfchen, direkt am